

Der Nebel der Geschichte

Vor vierzig Jahren feierte die israelische Armee einen Triumph im Sechstagekrieg. Bis heute hat Israel diesen Sieg nicht verdaut

VON JOSEF JOFFE

Bald schon werden wir in der Lage sein, die Initiative zu ergreifen, um Israel ein für alle Male loszuwerden.« Also sprach der ägyptische Feldmarschall Abdel Hakim Amer am 4. Juni 1967, dem Vorabend des Sechstagekrieges. Fünfzehn Stunden nach seinem Beginn am nächsten Morgen meldete Michael Elkins, der Israelkorrespondent von BBC und CBS: »Alle Fakten besagen, dass Israel den Krieg schon gewonnen hat, obwohl die Kämpfe weitergehen. Das ist der erste Instantsieg, den die Welt je gesehen hat.«

Dieser Bericht klang so falsch, dass beide Sender die Veröffentlichung verweigerten. Aus Elkins' Telex klapperte es zurück: Niemand sonst hätte auch nur Ähnliches gemeldet, und CBS dürfe seine Glaubwürdigkeit nicht riskieren. Den Mann hatte das grausamste Reporterschicksal erwischt: Er wusste, was alle anderen nicht wussten – wieder ein Scoop, der auf einem Redaktionsschreibtisch zerplatzt war.

Doch hatte Elkins recht. Am Montag, dem 5. Juni, erreichten die israelischen Mystère- und Mirage-Kampfbomber um 8.45 Uhr die ägyptischen Stützpunkte; achtzig Minuten später gab es die Luftwaffe des Marschalls Amer nicht mehr. Die Überraschung war perfekt, weil Kriege klassischerweise im Morgengrauen beginnen. Also saßen die ägyptischen Piloten beim Frühstück und nicht in ihren Maschinen – in der frohen Annahme, dass

dieser Montag ein arbeitsfreier Tag sein würde. Zeitgleich stießen israelische Panzerkeile in den Sinai vor, derweil Fallschirmjäger die ägyptische Basis Scharm al-Scheich am Ausgang des Roten Meeres besetzten. Dieses Städtchen war ein Hauptziel der israelischen Strategie, weil Gamal Abdel Nasser, der ägyptische Präsident, von hier aus den Zugang zum israelischen Rotmeerhafen Eilat abgeriegelt hatte. Am dritten Tag eroberten die Israelis Ost-Jerusalem, in den beiden letzten Tagen die syrischen Golanhöhen.

War der »Instantsieg« ein »Pyrrhussieg«, wie eine gängige Metapher heute, vierzig Jahre später, lautet? Die Sache ist komplizierter. Pyrrhus hatte 280 und 279 v. Chr. zweimal gegen die Römer gesiegt, dies aber mit irreparablen Verlusten. Die der Israelis waren bloß ein Bruchteil der arabischen. Und es war nicht bloß ein taktischer, sondern ein historischer Sieg – sozusagen die Vollendung des Unabhängigkeitskrieges von 1948/49, als das gerade mal ein Jahr alte Land fünf arabische Invasionsarmeen stoppen und sogar Landgewinne verbuchen konnte. Der Triumph im Sechstagekrieg war das Ende des Traumes von Marschall Amer, die Beschneidung der militärischen Überlegenheit Israels.

»Der Krieg zeigte die riesige Kluft zwischen den arabischen Illusionen und der Wirklichkeit auf«, erinnert sich der ägyptische Bühnenautor Lenin

Ramly. Am Ende dieses Krieges stand der Anfang jenes Weges, der Ägyptens Präsident Sadat nach dem zweiten israelischen Sieg im Jom-Kippur-Krieg von 1973 nach Jerusalem führen sollte. »No more war«, verkündete er 1977. Zwei Jahre später schied Kairo, der gefährlichste Gegner, aus der arabischen Front gegen Israel aus; 1994 folgte Jordanien mit einem Friedensvertrag. Es ist zwar ein »kalter Frieden« mit Amman und Kairo, aber er hat alles überdauert: Israels diverse Einmärsche in den Libanon, zwei Intifadas.

Der Vergleich mit dem unglücklichen König Pyrrhus ist also schief; richtig aber liegt mit seiner Metapher jener arabisch-israelische Schriftsteller, der bald nach Kriegsende notierte: »Statt die Schlange zu zertreten, die sie bedrohte, haben die Israelis sie bloß verschluckt; jetzt müssen sie mit ihr leben oder sterben.« In ihrer Siegestrunkenheit warteten die Israelis vergebens auf den berühmten Anruf aus den arabischen Hauptstädten: Land gegen Anerkennung, Faustpfand gegen Frieden.

Stattdessen kam am 1. September 1967 das »dreifache Nein von Khartoum« aus dem Munde der Arabischen Liga: keine Gespräche, keine Anerkennung, kein Frieden. Ende der Faustpfand-, Anfang der Siedlungspolitik. »Wie beherrscht man eigentlich eine Million Araber?«, wollte Generalstabschef

Jitzhak Rabin nach dem Triumph seiner Armee wissen. »Eine Million zweihundertfünfzigtausend«, korrigierte ihn einer seiner Staboffiziere. Heute sind es dreimal so viele, und zwischen ihnen leben 250 000 Israelis in 120 Siedlungen, plus 190 000 rings um den annektierten Ostteil Jerusalems sowie in der Oststadt selbst.

Die »Schlange« ist also unverdaulich geworden, und die Israelis können sie nicht wieder ausspeien; das ist die bittere Ironie des Sechstagekrieges. Dabei sah es zwanzig Jahre lang, bis 1987, so aus, als sei das Tier gezähmt, zumindest betäubt. Bis zum Ausbruch der ersten Intifada konnten die Israelis das Westjordanland und den Gazastreifen mit zwei Bataillonen beherrschen; Rabins Sorge schien irrational zu sein. Und Golda Meir schien recht zu behalten mit ihrem berühmten Spruch: »Es gibt kein palästinensisches Volk.«

Die bitterste Ironie aber ist, dass die Israelis sich dieses Volk selbst geschaffen haben. Außer den Siedlungen bauten sie Schulen und Universitäten, importierten sie palästinensische Arbeiter, deren Einkünfte die palästinensische Wirtschaft ankurbelten. Bald waren die Palästinenser gebildeter und reicher als die arabischen Brüder ringsum. Bloß ging diese Rechnung nicht auf, hieß doch die andere Seite der Modernisierungsmedaille »Mobilisierung«. Die Universitäten wurden zu Kadernschmieden, der relative Reichtum, der aus Israel in die Gebiete schwappte, lockerte die alten Machtbande zwischen den Clanführern und ihrer bäuerlichen Gefolgschaft. Vor allem schuf die Besatzung, die gemeinsame Erfahrung der Fremdherrschaft, ein kollektives Nationalbewusstsein, das vorher zwischen Stadt und Land, Arm und Reich nicht existiert hatte, weil die stärkste Identität die panarabische war.

Just diese panarabische Mystik, verkörpert von Gamal Abdel Nasser, wurde im Sechstagekrieg zerfetzt. Jetzt mussten die Palästinenser ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, und so war es kein Zufall, dass Jassir Arafat schon 1969 die Macht über die PLO übernahm, die bis dahin ein williges Werkzeug arabischer Politik gewesen war. Auch Arafat war ein Erbe des Sieges von 1967 – ein Segen für die Palästinenser war er nicht, konnte er sich doch nie zwischen Gewalt und Verhandlungspolitik entscheiden.

Arafats Tod 2004 war keine Befreiung, weil ein eisernes Gesetz des Nahen Ostens besagt: Es kommt immer viel schlimmer. Im Vergleich zu Hamas und zum Islamischen Dschihad, denen nichts Besseres einfällt, als immer nur neue Kleinkriege gegen Israel zu entfesseln, war »Abu Ammar«, so Arafats Kriegsname, geradezu eine Friedenstaube. Und im Vergleich zu Iran, das heute Israel »von der Landkarte tilgen« will und nach der Bombe greift, waren die arabischen Wüteriche von 1967 vernunftgesteuerte Wesen.

Marschall Amers Traum ist zerstoßen, aber der von Mosche Dajan, dem legendären Verteidigungsminister von 1967, auch. Der hatte sich seinerzeit eine »unsichtbare Besatzung« vorgestellt: »Ich will eine Politik, unter der ein Araber in der Westbank geboren wird, dort lebt und stirbt, ohne je einen israelischen Offiziellen zu sehen.« Aber auch der Traum von der Trennung will nicht funktionieren; das zeigt die Räumung Gazas nebst der Entwurzelung von 8000 Siedlern vor zwei Jahren. Seitdem ist Gaza zur Raketenabschussbasis geworden, welche die Regierung Olmert tagtäglich vor eine unmögliche Wahl stellt: wieder einmarschieren oder zivilen Blutzoll zahlen. Die Politik verläuft irgendwo in der Mitte, mit »gezielten Tötungen« und Angriffen aus der Luft. Der damalige Premier Levi Eschkol sollte recht behalten, als er den 39 Jahre jungen Ariel Scharon anfauchte: »Der militärische Sieg wird nichts entscheiden. Die Araber werden immer noch da sein.«

Hätte die Regierung Eschkol 1967 gewusst, was die Israelis heute wissen – hätte sie trotzdem die »Schlange« geschluckt? Eines darf man ihr freilich zugutehalten: Sie ging am 5. Juni in einen unvermeidbaren Krieg, nachdem Nasser die UN-Truppen aus dem Sinai verjagt, Israels Ausgang zum Pazifik, Eilat, blockiert und ein Einkreisungsbündnis mit Amman und Damaskus geschlossen hatte. Schon am 27. Mai hatte Marschall Amer den Invasionsplan »Operation Morgenröte« in Gang setzen wollen, ihn aber in letzter Minute abgesagt, weil die Israelis davon Wind bekommen hatten.

Der Befreiungsschlag war unvermeidbar, aber hier ist noch eine, die letzte Ironie: In Wahrheit hat diesen Krieg niemand wirklich gewollt – just wie am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Im Norden waren die Syrer damit zufrieden, palästinensische Kommandos auf die Israelis zu hetzen und selbst im Hintergrund zu bleiben. In seinem Hegemonialanspruch wollte Nasser zwar mit der palästinensischen Flagge wedeln, aber ein Prestigesieg gegen Israel ohne Blut und Tränen hätte ihm wohl gereicht, etwa so: Seht her, ich habe Eilat blockiert und die UN aus dem Sinai vertrieben – und so einen großen Sieg für die panarabische Sache davongetragen. Vielleicht hatte er auch gehofft, dass ihn die Großmächte in letzter Minute zurückreißen würden; dann hätte er auf höhere Gewalt plädieren können.

Und die Jordanier? Jerusalem versuchte zweifelt, König Hussein zur Waffenruhe zu überreden. Levi Eschkol schickte vor Kriegsausbruch eine Nachricht an den Haschemiten: Israel habe keinerlei feindliche Absichten gegenüber seinem Land. Aber schon um zehn Uhr morgens am 5. Juni begann der Beschuss West-Jerusalems mit leichten Waffen und Granaten. Wahrscheinlich glaubten die arabischen Legionäre im Feld an die ägyptische Kriegspropaganda, die einen leichten Sieg verhieß, obwohl zu diesem Zeitpunkt schon die ägyptische Luftwaffe am Boden zerstört war.

Trotzdem hielten sich die Israelis zurück, um Hussein eine symbolische Kriegshandlung zu erlauben und die Sache so ehrenvoll zu beenden. Aber die Jordanier hatten inzwischen einem ägyptischen General den Oberbefehl übergeben, und der setzte eine Panzerdivision in Richtung Berscheeba in Bewegung, des israelischen Oberkommandos Süd. Dennoch schaltete Mosche Dajan die Vereinten Nationen ein, die angeboten hatten, eine sofortige Waffenruhe auszuhandeln. Der eigenen Armee befahl der Verteidigungsminister: Kein Gegenangriff! Nun aber senkte sich Clausewitz' berühmter »Nebel des Krieges« über den östlichen Kriegsschauplatz: Dajans Order erreichte seine Offiziere im Feld nicht. Der Rest – die Eroberung des Westjordanlands und Ost-Jerusalems – ist Geschichte.

Mehr Politik

Ein neuer Antisemitismus macht deutschen Juden zu schaffen: Der Hass der Muslime **SEITE 20**
Belgien vor der Wahl – ein sattes, unzufriedenes und tief gespaltenes Land **SEITE 21**

Kleine Zufälle, große Wirkung. Den Sinai konnte die Regierung Begin in Camp David 1978 einfach loswerden, um die Halbinsel gegen einen Frieden mit Ägypten einzutauschen. Die »Schlange« aber ist geblieben und gewachsen. Und weiter weg droht Iran mit dem Atomkrieg, derweil Hamas in Gaza und Hisbollah im Südlibanon aufrüstet. Bald werden die Raketen weiter fliegen als bloß bis in das Grenzstädtchen Sderot.

Einen Trost aber haben die Israelis doch, wenn man dem gerade veröffentlichten Buch *Foxbats Over Dimona: The Soviets' Nuclear Gamble in the Six-Day War* (Yale University Press) Glauben schenken darf. »Foxbat« steht für die sowjetische MiG-25, die Moskau benutzen wollte, um ein eigenes Ziel zu verwirklichen: die Zerstörung des israelischen Reaktors in Dimona, um so eine israelische Atombombe schon im Keim zu ersticken. Bloß, so die Autoren Gideon Remez und Isabella Ginor, kam es nicht dazu, weil die Israelis zu schnell siegten, um Moskau einen Vorwand zum Eingreifen zu liefern.

Wenn es stimmt, hätten die Israelis mit ihrem Blitzsieg damals zumindest ihre atomare Rückversicherung gerettet, die in ein paar Jahren die iranischen Revolutionäre abschrecken könnte. Aber die »Schlange«, die sie vor vierzig Jahren verschluckt haben, können sie weder verdauen noch auswürgen. Sie haben sich 1967 ein *Accidental Empire*, ein Zufallsimperium, verschafft, wie der Titel eines neuen Buches von Gershon Gorenberg lautet. Und das in einer Zeit, in der Fremdherrschaft nicht mehr funktioniert.



DIE SIEGREICHEN EROBERER vor dem Felsendom in Jerusalem

Renault eco²

Alle reden darüber, die Umwelt zu schonen. Wir handeln.

Umweltschutz darf für einen Automobilhersteller nicht nur ein Schlagwort sein, sondern erfordert konkretes Handeln: mit Fahrzeugen, die nicht die Welt und erst recht nicht die Umwelt kosten. Ihr Kennzeichen: Renault eco². Unsere Initiative wird den Umweltschutz deutlich stärken, denn alle Fahrzeuge des Renault eco² Programms müssen drei strenge Umwelt-Kriterien erfüllen:



CO₂-Emissionen von maximal 140 g/km (Werte gemäß RL 80/1268/EWG).



Die Produktion in umweltschonenden, nach ISO 14001 zertifizierten Produktionsstätten.



Die Wiederverwertbarkeit von 95 % der verwendeten Teile und die Produktion mit mindestens 5 % recyceltem Kunststoff.

Das selbstverpflichtende Ziel europäischer Automobilhersteller, bis 2008 die durchschnittlichen CO₂-Emissionen von Neuwagen auf 140 g/km zu beschränken, werden wir erreichen. Außerdem verpflichten wir uns, ab 2008 weltweit jährlich mindestens eine Million Autos zu verkaufen, die nicht mehr als 6 Liter auf 100 km verbrauchen und dabei maximal 140 g CO₂/km ausstoßen, davon ein Drittel sogar weniger als 120 g/km. Da ökologisches Handeln aber nur Sinn hat, wenn es auch ökonomisch für Sie ist, sind die Renault eco² Modelle außerdem besonders günstig. Weitere Informationen zum ganzheitlichen Umweltschutz von Renault erhalten Sie auf www.renault-eco2.de

RENAULT

